

Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **40 (1965)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom wohnen

und leben

in der

genossenschaft

Barbara

Ungebetene Gäste

Gäste im Hause zu haben, ist sehr nett, wenn sie uns willkommen sind und wir sie eingeladen haben, bei uns zu essen oder ein Wochenende zu verbringen. Man richtet sich darauf ein, reserviert sich die Zeit, um sich ihnen zu widmen, und kocht ihnen ein gutes Mahl oder mehrere Mahlzeiten. In unseren Verhältnissen muß man ja meistens zusammensetzen, wenn sie über Nacht bleiben. Ja nu, das kann man für kürzere Zeit, besonders wenn man den Besuch in das Programm eingeplant hat. Im allgemeinen ist man froh, wenn die Gäste wieder von dannen ziehen, weil man Visiten auf die Länge nicht haben kann. Sie stören den geordneten Ablauf des Alltags. So lieb sie uns sein mögen: man wird nervös und hässig, bleiben sie über die vorgesehene Zeit hinaus, ohne daß man sie dazu aufgefordert hat. «Gäste sind wie Fische. Nach drei Tagen stinken sie», sagt ein italienisches Sprichwort, und nachdem ich verschiedentlich Gäste beherbergen mußte, die sich selber einluden und nach drei Tagen nicht gingen, stimme ich diesem Sprichwort aus vollem Herzen zu. Ich selber bin niemals bei jemandem länger zu Gast geblieben, als es vereinbart war, und außerdem habe ich mich nie selber eingeladen, sondern ich wartete ab, ob man mich einlud, und ich glaube, daß dies die einzig richtige Haltung ist. Dann weiß jeder, woran er ist, und es gibt keine Enttäuschungen und Verstimmungen, so daß man sich die Freundschaft erhält.

Die Freundschaft geht ziemlich sicher flöten, fehlt es einem am Fingerspitzengefühl, was man den Gastgebern zumuten darf und was nicht. Lebenskluge Menschen haben dafür ein «Gschpüri» und überbeanspruchen die Gutmütigkeit ihrer Freunde nicht. Man sollte es nicht so weit kommen lassen, daß man ihnen zum Halse heraushängt und sie nur noch einen Wunsch haben, nämlich uns raschestens loszuwerden. Das führt zu höchst peinlichen Situationen und Spannungen. Zuletzt fragt man sich, wie man überhaupt in das ganze Geschwür hineingeraten ist, im eigenen Hause nicht mehr Herr und Meister ist und ständig auf jemanden Rücksicht nehmen muß, der einem vorig ist und den man gar nicht aufgefordert hat, sich bei uns einzulogieren. Füra verhält es sich so, daß man am Telefon überrumpelt wird, was ich sowieso hasse. Einmal rief ein junges Mädchen gegen neun Uhr abends an. Sie sei die Tochter des Schwagers meiner Freundin, der Frau XY, und befände sich mit ihrer Freundin auf einer Autostoppreise durch die Schweiz. Die Jugendherberge sei überfüllt und könnten sie bitte zu uns kommen. Meine Begeisterung war null. Ich nahm sie dann, aber ganz ungern. Ich persönlich reise nicht in der Welt per Autostopp herum und überfalle nicht wildfremde Leute. Sie benahmen sich recht, aber ich war gottentfroh, als sie nach acht Tagen den Staub von ihren Füßen schüttelten und abschwanden. Der Gipfel des Gipfels war der, daß die Mutter des jungen Mädchens, das mich bei einem späteren Aufenthalte in seiner Vaterstadt gegen meinen Willen dazu drängte, bei seinen

Eltern das Mittagessen einzunehmen, sich bei ihrer Schwägerin anschließend beklagte, ich sei da unerwünscht hereingeschnitten, und es sei rücksichtslos von mir, unangemeldet zu erscheinen. Dabei hatte ich ihre Tochter unbekannterweise bei uns aufgenommen und mußten mein Gatte und ich im gleichen Bett schlafen, um für die beiden Töchter Platz zu schaffen.

Einmal hatten wir während einiger Wochen einen Jugendgefährten meines Ehemannes zu Gast, der nach einer gescheiterten Ehe kein Dach mehr über dem Kopfe hatte. Im Beruf war er infolge seines dummen Maules auch gescheitert. Er wußte immer alles besser als sein Chef, bis der letztere fand, er könne ihn entbehren. Die Ehefrau jagte ihn zum Tempel hinaus, weil er ständig an ihr herumkritisierte und für den Rest rein nichts lieferte. Merci, das war eine Katastrophe. Uneinsichtig, unangepaßt, unordentlich, gwundrig, taktlos, folgte er mir noch in die Küche nach, um mir dort die Ohren vollzuschwatzen. Ich spürte mich nicht vor Freude, als er eine andere Bleibe fand.

Im Augenblick habe ich eine Berufskollegin im Hause, die mich unverhofft anrief, um mich zu fragen, ob sie für ein paar Tage kommen könne. «So komm halt», sagte ich mit halbem Herzen. Das erstmal blieb sie acht Tage, danach kam sie dreimal übers Wochenende. Nachher telephonierte sie, ob sie nochmals vier Tage kommen könne, und bei der Gelegenheit eröffnete sie mir, ihre Gastgeberin verreise und wolle sie unterdessen nicht im Hause dulden. Ich begriff schon, was dies bedeutete. Mein Geduldsfaden riß ab, und ich fauchte sie an, ich hätte kein Gastzimmer, und ich wünschte sie nicht noch einen Monat im Hause zu haben. Ich mag sie gut leiden, aber das geht einfach zu weit. Sie sucht eine Wohnung und findet keine. Natürlich weiß ich, daß es enorm schwierig ist, eine passende, nicht zu teure Wohnung zu finden; aber vielleicht hätte sie eben ein möbliertes Zimmer mit Küchenbenützung mieten sollen, statt der lateinischen Zehrung nachzugehen. Der ersten Gastgeberin wurde es nach zwei Monaten zu bunt, was ich ihr nachfühlen kann, und mir wird es jetzt auch zuviel, was ich meiner Bekannten deutsch und deutlich erklärt habe. Die Folge davon ist, daß die Atmosphäre in der Casa Barbara äußerst gespannt ist und ich vollständig auf den Felgen bin. Ich winke ungern jemandem mit dem Zaunpfahl. Mir braucht man mit dem Zaunpfahl nicht zu winken, und drum bemüht es mich auch so, daß ich gezwungen bin, sie sozusagen hinauszuschmeißen. Es ist unglaublich, was für eine dicke Haut gewisse Leute haben. Wenn man doch schon sagt, es sei an der Zeit, auszuziehen, warum bleiben sie dann trotzdem? Es ist mir unerfindlich, und das macht man einfach anständigerweise nicht. Irgendeine Möglichkeit, unterzuschlüpfen, bietet sich immer etwa. Man muß sich halt «roden» und in der Zwischenzeit eine Notlösung suchen.

Item, auch dieser Kelch wird in absehbarer Zeit ausgetrunken sein, und ich kenne jemanden, der am Telefon nicht mehr so schnell einwilligen wird, Gäste, die sich selber einladen, aufzunehmen.

Unerwünschte Kinder

Auf dem Rapport der Verwaltung an den Vorstand steht unter anderem: «Mieter Bünzli reklamiert neuerdings wegen zu viel Kinderlärm im Hause.» Es ist nicht das erstmal, daß sich der Vorstand mit solchen Reklamationen befassen muß. Mir selber passierte es einmal, daß mich eine Hausbewohnerin «stellte» und mir ziemlich erregt mitteilte, daß bei uns viel zu viel Kinderlärm herrsche. Ich erwiderte ihr in aller Ruhe:

«Wenn Sie auch drei Kinder anstatt nur eines hätten, dann wäre in Ihrer Wohnung bestimmt auch mehr Kinderlärm zu hören.»

Diese Feststellung brachte diese Frau in Harnisch, und rasch erwiderte sie mir:

«*Bhüet mich dä Herrgott vor drü Chind.*»

Solche Mieter – das sei ein für allemal auch hier festgehalten – gehören nicht in eine Genossenschaftssiedlung. Wer sich über normalen Kinderlärm aufregt und glaubt, bei jeder Gelegenheit reklamieren zu müssen, und gar die Verwaltung als «Friedensrichter» einspannt, hat das Recht auf eine Genossenschaftswohnung verwirkt.

Wie steht es in Tat und Wahrheit mit dem Kinderlärm?

Wenn ein Kind da ist, dann spielt sich das Leben dieses Kindes unter Erwachsenen ab. Es spielt mit den Eltern, es hört die Redensarten der Erwachsenen und wird leicht, wie man im Volksmund sagt, *aliklug*. Und in den Stunden, da sich niemand mit ihm beschäftigt, gibt es gewiß auch nicht viel Lärm!

Ganz anders ist es, wenn zwei oder gar mehrere Kinder in der Familie sind. Sie spielen miteinander und brauchen die Großen nicht dazu. Sie kommen in Meinungsverschiedenheiten, bekämpfen sich gegenseitig, wobei es dann nicht immer ohne Lärm abgeht. Und nun sollen sich die Erwachsenen da einmischen, sie zur Ruhe anhalten, damit ja die überempfindlichen Hausgenossen ihre Ruhe haben? Dies wäre geradezu unvernünftig.

Man erziehe die Kinder nicht zu Leisetretern, die auf den Zehenspitzen herumlaufen sollen, weil das Haus angeblich so ringhörig ist!

Das gibt später keine Menschen, die den Kampf ums Leben bestehen können, im Gegenteil.

Die Genossenschaftssiedlungen sind doch in erster Linie für Familien mit Kindern da. Es geht ja wahrhaftig nicht lange, so müssen die Kleinkinder zur Schule, haben ihre Hausaufgaben zu bewältigen und spielen dann oft im Freien.

Aber auch da bildet sich etwa eine Lärmgruppe. Doch wie oft, bevor man dazu kommt, einzugreifen, ist die ganze frohe Kinderschar schon zerstreut, und in der ganzen Umgebung herrscht dann wieder vollkommene Ruhe!

Der Erwachsene, der ja auch einmal ein Kind war – wie viele vergessen dies so rasch! –, sollte mit Toleranz und Geduld den oftmals etwas stürmischen Kindern begegnen.

Alles andere schafft nur Unfrieden und Gehässigkeit. In Frieden und Eintracht zusammen leben, sei daher unsere vornehmste Pflicht!

-ar

Die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich auf Besuch bei der Mühlengenossenschaft VSK

Es steht außer Frage, daß Betriebsbesichtigungen sich großer Beliebtheit erfreuen. 382 Frauen und Männern der ABZ hat an sechs Nachmittagen im September 1965 die Mühlengenossenschaft schweizerischer Konsumvereine in Zürich 5 ihre Tore für einen Rundgang in diesem interessanten Betrieb geöffnet.

Die Gründung der Mühlengenossenschaft, so war zu vernehmen, geht auf das Jahr 1912 zurück. Damals, auf den 1. Juni, kündeten die Bäckermeister von Zürich einen Brotpreisauf-

schlag an, an dem zu beteiligen sich der Lebensmittelverein Zürich weigerte. Als Antwort darauf wurde die Konsumbäckerei von den beliefernden Mühlen boykottiert, womit die Brotherstellung in Frage gestellt war. Im Bestreben, für ihre Mitglieder und Kunden eine günstige Lösung herbeizuführen, gelangte der Lebensmittelverein Zürich um Hilfe an den Verband schweizerischer Konsumvereine. Im September 1912 konnte von diesem die «Stadmühle Zürich» käuflich erworben werden, und es war damit die Mehlbelieferung an den Lebensmittelverein Zürich sichergestellt.

Die «Stadmühle Zürich» ist das größte schweizerische Mühlenunternehmen. Von ihr werden 10 Prozent des schweizerischen Mehlskonsums produziert. Sie beliefert vor allem die Konsumbäckereien im Tessin und in der Ostschweiz.

Mit großem Interesse verfolgten jeweils die Teilnehmer der Exkursion den Arbeitsgang des mit modernsten Maschinen ausgerüsteten Betriebes. Die Maschinen der ersten und zweiten Reinigung entfernen allen Unrat aus dem Weizen, wie Schrauben, Holz, Steine und Samen aller Art. Nach der Wäsche gelangt der Weizen für 24 bis 28 Stunden in Silos zum Trocknen, sodann zum Schroten, Mahlen, und dies alles, ohne daß eine Hand mit dem Mahlprodukt in Berührung kommt. Ein modern eingerichtetes Labor nimmt jeden Morgen früh Proben, und bereits nach zwei Stunden liegt der Bericht über Feuchtigkeit und Eiweißgehalt des Mehles vor. Ebenfalls im Labor wird bei Einkäufen an Hand von Proben die Qualität des Weizens ermittelt. Damit ein einwandfreies, gutes Brot erzeugt werden kann, ist die immer gleiche Beschaffenheit des Mehles von größter Wichtigkeit. Bevor das Mehl dem Bäcker geliefert wird, muß es noch etwa drei Wochen gelagert werden; in dieser Zeit macht es einen Reife-prozeß durch. Nebst der Weizen- und Maismühle ist die Mühlengenossenschaft seit 19. Juli 1965 auch noch im Besitze einer Hartweizenmühle für die Teigwarenherstellung.

Großes Interesse erweckten auch der Mehlsilo und das Lagerhaus. Vom Absackkarussell, welches von nur zwei Mann bedient wird und eine Kapazität von 500 bis 600 Säcke zu 50 kg pro Stunde aufweist, werden diese auf 16 Rutschen in den Sacksilo befördert. In der Abteilung Kleinpackungen befinden sich zwei vollautomatische Maschinen, die eingefügtes Papier zu Säcken klebt, diese abfüllt, verschließt und je 20 dieser Säcke zu einem Paket vereint.

Der Mühlengenossenschaft sei unser Dank für die lehrreiche Führung durch ihren hygienisch einwandfreien und modernen Betrieb ausgesprochen.

rc.

LITERATUR

Karl Thöne: Elektrizität als Hobby

Ein Bastel-, Experimentier- und Lehrbuch für jedermann. 195 Seiten mit 229 Figuren und Zeichnungen des Verfassers. Fr. 14.50. Orell Füßli Verlag, Zürich.

Wer sich durch dieses Buch durchgebastelt hat, der hat seine Freizeit mit einem vergnüglichen Hobby ausgefüllt, hat aus Konservenbüchsenblech, etwas Draht, Holz usw. ein Elektromotörchen und viele andere elektrische Apparate gebaut und interessante Experimente durchgeführt und hat gleichzeitig einen ganzen Lehrgang der Elektrizitätslehre und der Elektrotechnik durchlaufen. Dabei wird alles mit einfachsten und billigsten Mitteln gezeigt und gemacht. Zudem ist die hier sehr klar und anschaulich beschriebene Elektrobasterei völlig ungefährlich; denn es wird nie mit dem Netzstrom gearbeitet, sondern nur mit selbsterzeugten Strömen oder mit einer gewöhnlichen Taschenlampenbatterie. Es ist also ein sehr originelles und vor allem auch sehr klug und sorgfältig durchdachtes Bastelbuch.